

Die Wahrheit Gottes lässt sich nur im »Para-doxon« ausdrücken

von Harmjan Dam

Wirklich »über Gott reden« ist so intim und schwierig, dass es jedes Mal in Kurs 13.1 für mich eine Herausforderung ist. Natürlich kann ich über Religionskritik reden, über biblische Gottesvorstellungen, über Gottesbilder in den Religionen, über die philosophische und theologische Theodizeefrage, aber dann habe ich immer noch nicht wirklich über Gott geredet.

Ich meine damit, über das, was tief in mir meine Hoffnung und mein Zweifel ist, über das, was ich so in der Klasse nicht sagen kann und will: G'tt als Geheimnis. Aber wie glaubwürdig und authentisch bin ich, wenn ich nur auf Distanz bleibe und die Texte und Überlegungen anderer bespreche? Andererseits, wie weit kann ich gehen, ohne einen »Seelenstrip-tease« vorzuführen oder mich durch massive »Bekennnis-sprache« außerhalb des Diskurses zu bewegen?

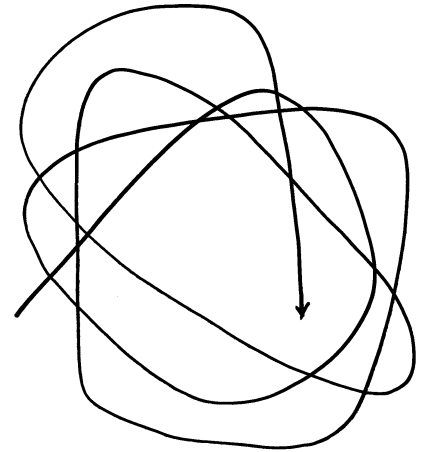
Um dennoch das sehr Persönliche nicht verloren gehen zu lassen, habe ich den folgenden Zugang gewählt:

In der ersten Doppelstunde zum Thema »Nach Gott fragen« lege ich eine große Zahl abstrakter Kunstkarten auf ein Tuch. Wir sitzen im Kreis. Jeder wählt eine Karte und erzählt anhand der Karte, wie er sich Gott (nicht) vorstellen kann. Nachdrücklich sage ich, dass man nicht mehr preisgeben muss, als man sagen will. Nach dieser Runde hat jeder Zeit, um auf einer weißen Karte über sein Bild und das, was gesagt wurde, etwas aufzuschreiben. Auch sollte jeder hier eine Frage formulieren,

die er/sie unbedingt in dem Kurs beantwortet haben will. Die (anonyme) Karte bildet – mit dem Lehrplan – die Basis meiner Kursplanung. Am Ende des Kurses reflektiert jeder diese Ausgangsposition und die Frage im Blick auf den gehaltenen Unterricht. Der Auftrag für diese Reflexion ist in dem unten wiedergegebenen Kasten aufgenommen.

Nach den Weihnachtsferien erhalte ich dann die vielen kleinen Essays der Schüler. Sie sind in der Regel sehr persönlich, in einer Mischung aus Biografie und Reflexion. Die Beiträge werden in einem Heft gebündelt und ich bin natürlich aufgefordert, auch meinen Beitrag zu schreiben, genauso, wie ich in der ersten Unterrichtsstunde eine Kunstkarte nahm und präsentierte. In der geschützten Öffentlichkeit dieses kleinen Heftes, das nur der Kurs bekommt, habe ich die Chance einiges, was ich im Unterricht nur fragmentarisch angedeutet habe, noch einmal ausführlicher und im Zusammenhang zu schreiben. Auch ich kann dann erzählen – wie die Schülerinnen und Schüler – auf welchen Erfahrungen sich meine Position gründet, was ich damit gewinne, was ich unbedingt schützen möchte.

Nachfolgend sind die Überlegungen formuliert, die ich für meine letzte Kursgruppe im Februar 2005 schrieb. Gedacht sind sie als Anregung, Biographie und Theologie zu verknüpfen und authentisch »auskunftsfähig zu sein«.



»Spuren«

Sucht mich, spricht Gott, so werdet ihr leben! (Amos 5,4)

Liebe Schülerinnen und Schüler des Kurses 13.1,

Wie soll ich anfangen? Als wir in unserer 13. Klasse mit dem Thema »Nach Gott fragen« starteten, habe ich schon gesagt, dass dies auch für mich immer wieder eine spannende und offene Suchbewegung ist.

Auch wenn ich noch so oft über diese Fragen nachgedacht habe, ich bewege mich immer wieder kreisförmig um den Kern – die Frage nach Gott ist die Kernfrage von Religion –, bin manchmal näher dran, manchmal weiter entfernt.

Der Frage nach Gott können wir uns nur annähern und sie annähernd beantworten. Auch diese Gedanken sind nur ein Versuch zu reagieren auf das, was Sie schrieben.

Wenn ich aber meine, eine Antwort zu haben, entrinnt sie mir wieder wie feiner Sand zwischen den Fingern.

Wenn ich Gott »habe«, ist er ja kein Gott mehr.

AUFTRAG: Meine eigene Gottesvorstellung

Liebe Schülerinnen und Schüler,

In der ersten Unterrichtsstunde zum Thema Gott habe ich Ihnen abstrakte Postkarten vorgelegt mit der Bitte, sich eine zu wählen, um daran Ihre momentane Meinung zu Gott festzuhalten. Die Vielfalt der Meinungen war enorm breit.

Der Unterricht ist nun dazu gedacht, uns über unsere Meinungen auszutauschen, Argumente von anderen Menschen zu hören, die teils schon seit Jahrtausenden über die Gottesfrage nachdenken. So wollen wir nach und nach aus unserer Meinung (die kann ja jede/r haben ...) eine begründete Position entwickeln.

- Auf welchen Erfahrungen, Erkenntnissen, Einsichten oder Informationen gründet sich meine Meinung?
Warum habe ich diese Meinung?
- Was gewinne ich mit dieser Position, was verliere ich damit?
- Wogegen setze ich mich ab? Was möchte ich unbedingt schützen?
Und so weiter ...

Nach den Weihnachtsferien möchte ich von Ihnen ca. drei Seiten zu diesen Fragestellungen erhalten. Die Ergebnisse füge ich zu einem Heft zusammen, das jede/-r im Kurs (aber nur dort!) erhält.

Ich freue mich auf die Beiträge!

Dam

Auch wenn ich nur bedingt an die Stufen von James Fowler glaube, die wir im Unterricht besprachen (es ist viel zyklischer und vermischter), hat sich mein Glaube an Gott geändert und bestimmte Vorstellungen kommen nicht mehr zurück. Z. B. meine kindliche Gottesvorstellung, wo Gott ohne Zweifel männlich war, im Himmel saß, also oberhalb der Wolken, und mich glücklicherweise nicht aus dem Auge verlor. Die Selbstverständlichkeit damals hat natürlich viel mit meiner christlichen (reformierten, calvinistischen) Erziehung zu tun. Wir beteten täglich acht Mal: vorm Frühstück, nach dem Frühstück, beim Schulanfang, vor und nach dem Mittagessen, vor und nach dem Abendessen und abends vor dem Schlafengehen. Abends wurde nach dem Essen immer Bibel gelesen. Jede Woche lernten wir für die Schule einen gereimten Psalm auswendig. Ich habe sogar manchmal abends im Bett Psalmen gesungen, bis mein Vater nach oben kam und fragte was los sei. Psalmen sind die Lieder, mit denen ich aufgewachsen bin. Im Konfirmandenunterricht, bei den christlichen Pfadfindern und in meiner evangelischen Schule wurde diese Selbstverständlichkeit nicht angefochten.

Erst im Geographie-Studium (ich bin zunächst als Sozialwissenschaftler ausgebildet und habe später Theologie studiert) kamen die harten Debatten. Der Geologe stellte sein wissenschaftliches evolutionistisches Weltbild als einzig richtige Sichtweise überhaupt nicht in Frage. Für den Demographen waren die Geburts- und Sterberaten nur Zahlen; keine Menschen, kein Gott dahinter. **Der große Schock kam aber, als ich meine erste große Reise in den Nahen Osten machte. Laut schallte der Muezzinruf über Istanbul. Mit Inbrunst beteten die Muslime zu ihrem Gott, der natürlich – so dachte ich damals – ein anderer Gott war als mein Gott. Mit dem ganzen Körper neigten sie sich vor ihrem Allah, wuschen sich, gingen barfuß in die Moschee. Wenn ihr Verhalten wahr ist, dann kann mein langweiliger Kirchengang doch nicht wahr sein. Was ist dann noch wahr? Wo finde ich noch feste Punkte?**

Für mich stand fest: Wahrheit ist relativ. Alles ist kontextuell, abhängig von Raum und Zeit, Produkt von Umgebung und Geschichte. Gott hängt nur von meiner Herkunft, meiner Familie, der Erziehung und so weiter ab. Wenn Gott aber relativ ist, kann er nicht sein, also ist er tot. Jedenfalls war er es vorläufig für mich.

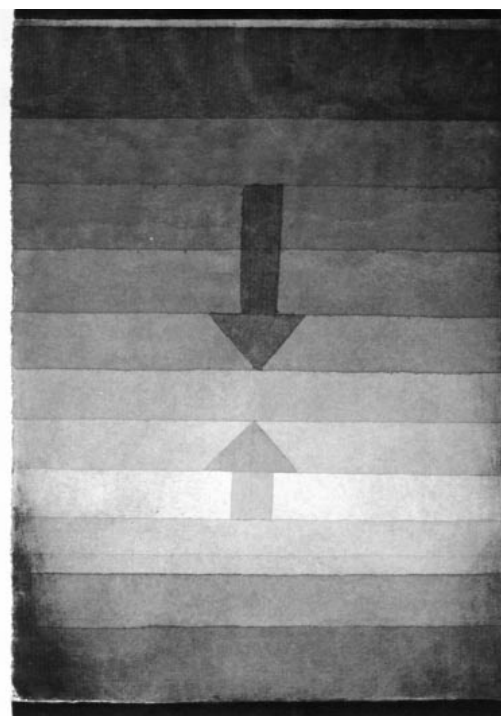
Wer hatte Recht?

Das wurde dann doch ganz anders, als ich meine erste Freundin kennen lernte, deren Eltern in der Heilsarmee aktiv waren. Sie schleppte mich mit in eine christliche Jugendbewegung (so etwas wie das Evangelische Jugendwerk), wo mein Relativismus aufs Heftigste auf die Probe gestellt wurde. Was sollte ich sagen? Wer hatte Recht?

In dieser Zeit habe ich viel gelesen, viel geredet. Es kamen dann nach und nach Gedanken wie:

- »Gott ist kein Relativist, er will den Menschen, auch ich bin gottgewollt.«
- »Relativismus kann man nicht leben. Man kann die Frage nach der Wahrheit nicht immer schweben lassen. Schau doch auf die Art und Weise wie die Chinesen Vögel töten, nämlich dadurch, dass sie sie dauernd aufjagen, sie fliegen und schweben lassen, bis sie tot zu Boden stürzen.«
- »Die Weise worauf Jesus an Gott glaubt, diese emotionale Nähe (Abba/Papa), wie er für Menschlichkeit und Freiheit einsteht, das hat doch was.«
- »Könnte sich eine langweilige, gesellschafts-unkritische Kirche nicht ändern, wenn sich Menschen engagieren, die Lebendigkeit und Veränderung wollen?«
- »Gottes Geist relativiert nicht. Er (sie? es?) inspiriert, er will das Leben.«
- »Ich kann Gott nicht theoretisch beweisen oder ablehnen. Was bringt es mir, wenn ich bei jedem Zweifel die Frage nach der Wahrheit nicht mehr stelle? Wem dient das »in dubio abstine«? Habe ich Gott überhaupt die Chance gegeben, sich mir zu beweisen? Würde ich dann nicht aus Erfahrung sagen können, was es mir bringt? Sollte ich dann Gott doch nicht eine Chance geben, sich mir zu beweisen?«

Viele Jahre später entdeckte ich, dass dies die gleiche Denkbewegung war, die Blaise Pascal machte. Auch viele Jahre später hörte ich bei Walter Hollenweger den Satz, der mich ins Herz traf und seitdem nicht mehr losgelassen hat: *»Ich weiß nicht was ist, ich weiß nur was mir begegnet.«*



Paul Klee, *Scheidung abends*

Ich habe es dann probiert. Die späteren Erfahrungen haben mir geholfen, in dieser Spur weiter zu gehen. Gleichzeitig blieben aber viele, viele theoretische Fragen. Und es blieb vor allem das Problem, dass ich meinem Glauben einem anderen Menschen nicht wirklich klar machen kann. Meine Erfahrung ist nur teilweise übertragbar. Es ist und bleibt meine Erfahrung. Nicht jeder hatte ja eine so selbstverständliche christliche Erziehung, nicht jeder war in Istanbul, nicht jeder hatte die Herausforderung der Heilsarmee und des Jugendwerkes. Es hilft nicht, meine Erfahrungen laut auszuschreien oder auszusingen, davon werden sie nicht überzeugender. Ist es überhaupt möglich mit anderen Menschen über Gott zu reden?

Die Fragen ließen mich nicht los und ich beschloss, Theologie zu studieren.

Da ging es über alles, aber nur selten über die Gottesfrage. Nur einmal die eindringliche Frage einer Kommilitonin, woher es käme, dass ich »irgendwie so selbstverständlich an Gott glaube«. Für sie war das schwierig ... Da stand ich. Meine Erfahrung war tatsächlich nicht übertragbar.

Mittlerweile waren aber auch andere Fragen viel vordringlicher: die dunklen Seiten der Kirchengeschichte, das gesellschaftliche Engagement der Kirche, meine Arbeit als Kirchengeschichtler, als Religionspädagoge, die Zukunft der Ökumene,

der Dialog der Religionen. Aber immer wieder stoße ich zum Kern: Wie oder was ist Gott?

Eckpunkte

Soweit meine biografischen Erfahrungen. Es ist wie eine Suchbewegung. Ich durchschreite immer wieder das große Feld.

Mittlerweile haben sich aber einige Eckpunkte (Meilensteine?) gebildet, die schon eine Weile stehen geblieben sind. Eckpunkte, die nicht gegeneinander wegfallen, die ich – auch wenn sie Gegenteiliges zu behaupten scheinen –, als Paradoxon stehen lassen möchte:

••• Nähe und Distanz

Wenn ich Gott denke, kann ich das nur mit meinem Gehirn. Wenn ich Gott erfahre, spüre ich das nur mit meinem Körper. Damit hat Gott unweigerlich anthropomorphe Züge und droht immer wieder allzu menschlich gedacht zu werden. Zu nah an mir darf ich Gott darum nicht denken. Andererseits darf Gott nicht zu weit weg sein. Wenn Gott zu weit weg ist – nur entferntes Licht, Abglanz, vorhistorischer Anfang des Lebens, »irgendwie Energie oder Kraft« – ist er ganz schnell nur noch »irgendwie« und für mich nicht relevant. Wozu sollte ich dann noch beten? Beten gibt es ja in allen Religionen und wenn »G'tt« der geheimnisvolle Kern aller Religionen ist, ist Beten die wesentlichste religiöse Handlung. Hat auch Jesus nicht immer wieder gebetet? Auf Gebet möchte ich – als Inbegriff von Gottes-Dienst – nicht verzichten. Nein – zu weit weg darf Gott nicht sein.

••• Selbst denken und gleichzeitig gedacht werden

Das sind die nächsten beiden Eckpunkte. Ich kann Gott denken. Aber warum kann ich Gott denken? Wenn es nichts in mir geben würde, das Gott denken kann, könnte ich Gott dann überhaupt denken? (Vergleiche die Argumentation von Anselm von Canterbury die wir besprachen). Könnte es vielleicht sogar so sein, dass Gott uns als Menschen (also auch mich) befähigt hat, ihn denken zu können? Ist das vielleicht die Bedeutung der Aussage aus dem Buch Genesis, dass wir nach Gottes Ebenbild geschaffen sind? Denke ich Gott, weil ich von Gott gedacht bin?

Ist es vielleicht etwas wie Nicolaus von Cusa über das Schauen Gottes schrieb: Nicht ich schaue Gott, sondern werde von Gott geschaut. »Weil dein Schauen dein Sein ist, bin ich, weil du mich siehst.«

••• Gleich und veränderlich

Gott kann kein Objekt unserer Zeit und unserer Veränderlichkeit sein. Aber nichts ist schillernder und wechselhafter als unsere Gottesvorstellung. Über die Frage wie Gott ist, will ich nicht streiten, sondern ich will versuchen zu verstehen. Ich weiß, dass es Fundamentalisten und »Exklusivisten« gibt, die meinen, die Gottesfrage genau beantworten zu können, aber soviel Relativismus ist in mir geblieben: Es gibt nur Gottesvorstellungen und diese sind in hohem Maße von Geschichte, Kultur und Biographie abhängig. Dennoch glaube ich, dass Gott nicht völlig in unseren »Vorstellungen« untergeht und verschwindet. Gott ist in, unter, hinter, neben unseren Vorstellungen und Gedanken verborgen. Wenn eine Vorstellung sich als tragfähig durchsetzt, dann nur manchmal, nur einen Moment. Wie schrieb Heinz Zahrnt in dem Buch, das wir lasen: die Vorstellungen sind wie Eisschollen, man sollte nicht zu lange auf einer stehen bleiben.

••• Gott ist klein und groß

Im Himmel und auf Erden. Was wäre sonst mit Jesus? Wenn Gott Mensch wird, ist er kein Gott mehr? Wenn ein Mensch Gott werden kann, dann können wir es doch alle. Das wäre das Ende des Monotheismus. Dennoch glaube ich, dass in diesem Menschen Jesus von Nazareth die Spur Gottes in unserer Welt so klar aufleuchtet, dass nicht nur Menschliches, sondern etwas ganz besonderes, Göttliches ist. »In der Spur ist die Vergangenheit zur Gegenwart geworden« (E. Nordhofen). Gott ist einerseits nichts Menschliches fremd geblieben, ja sogar der Tod nicht. Dennoch hat der Mensch Jesus, der so gottverlassen am Kreuz rief »Warum hast du mich verlassen?«, am Leben festgehalten und im Tod das Leben nicht verloren. Er hat gezeigt: Gott will das Leben ... Ja, hier war wirklich etwas Besonderes.

••• Vom Hören-Sagen und Erfahren

Ich habe in meinem Leben nicht alles selbst bedacht und selbst erfahren. Ich habe es auch von Anderen, vom Hören-Sagen. Die Bibel, die Erzählungen aus der Geschichte der Kirche, die Religionen, immer wieder berichten Menschen uns von dem, was über sie hinausweist. Es muss mehr als alles geben. Sie erzählen von ihren Gotteserfahrungen. Bücher voll. Biblia, Kor'an, Veden, mystische Schriften. »Aus der Tiefe rufe ich, Gott, zu dir ...« (Psalm 130). Ich reihe mich ein in die Geschichte der Menschheit. Auch ich darf rufen, darf beten mit meinen Kindern »Sei bei uns Gott, diese Nacht.«

Vielleicht hatten die alten Kirchenväter in Chalcedon recht, als sie in ihrer Weisheit beschlossen, es sei nicht gut, für das eine oder andere zu wählen. Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch.

Die Wahrheit im Paradoxon. »Para«, das heißt: dabei, daneben, daran entlang. »Doxa«: ich glaube, ich meine. Wir können nicht in-Gott-sein, nicht in-der-Wahrheit, aber wenn wir zwischen diesen widersprüchlichen Eckpunkten denken, kommen wir manchmal daran vorbei.

In meinem Arbeitszimmer in Kronberg hängt ein Gedicht von T. S. Eliot, das mich schon länger fasziniert. Es hängt neben zwei Versen aus meinem Lieblingspsalm:

Gott, deine Wahrheit reicht so weit die Wolken gehen.

In deinem Licht sehen wir das Licht. (Psalm 36)

Gottes Wahrheit hat etwas mit Wolken zu tun. Sie schweben vorbei, verhüllen das Licht, sind immer anders, lassen sich interpretieren und bleiben faszinierend. Genauso sind die Worte von diesem Gedicht von Eliot: **Anregung zum Weiterdenken, damit die Suchbewegung nicht aufhört:**

*Where is the life we have lost in living?
Where is the wisdom we have lost in knowledge?
Where is the knowledge we have lost in information?*

*All our knowledge brings us nearer to our ignorance,
All our ignorance brings us nearer to our death,
But nearness to death,
no nearer to God.*

T. S. ELIOT, CHORUSES FROM THE ROCK.
COLLECTED POEMS, 1909 – 1962 (161 – 185)